

*Klaus Semlinger, Vizepräsident der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft Berlin*

Beitrag für die Themenbroschüre 2009 „Industrie und Innovation“ der Berliner Wirtschaftsgespräche e.V.

## **Die Industrie ist tot – es lebe die Industrie!**

**Wissen und Kreativität sind die zentralen Ressourcen moderner Industrie. Berlin bietet als Kulturmetropole und Zentrum der Wissenschaft somit ideale Bedingungen für industrielle Entwicklung. Im möglichen Drei(!)klang dieser drei Bereiche könnte die Stadt einen unverwechselbaren Standortvorteil finden. Wenn sich heute die Berliner Industrie wieder peu à peu zum kongenialen Umsetzungspartner für kreative Impulse aus Wissenschaft und Kunst entwickelt, so lässt dies hoffen: vielleicht weniger auf große Industrieunternehmen, aber doch auf große Industrie.**

### **Was war**

Anfang des 20. Jahrhunderts war Berlin die größte Industriemetropole zwischen Paris und Moskau. Unter dem Namen „Elektropolis“ war sie zum weltweiten Zentrum der noch jungen elektrotechnischen Industrie aufgestiegen. Fast 600.000 Beschäftigte zählte die Berliner Industrie zu ihrer Blütezeit. Menschenmassen, die täglich durch die Fabrikttore der Großunternehmen strömten, und rauchende Schloten symbolisierten die Prosperität Berlins. Immer mehr Menschen zog es in die Stadt, die zur unangefochtenen Wirtschaftsmetropole Deutschlands heranwuchs. Das Geheimnis des Erfolgs bestand in der permanenten Entwicklung neuer Produkte, die nicht nur funktional, sondern auch schön sein sollten. Ein Vorsatz, den Peter Behrens für die AEG zur Maxime erhob. Die Grundlage des damit verbundenen rasanten Wachstumsprozesses bildete jedoch der Grundgedanke der industriellen Standardisierung: genormte Prozesse zur Herstellung von vereinheitlichten Produkten ermöglichten den vermehrten Einsatz von Maschinen und gering qualifizierten Arbeitskräften. Reduzierte Kosten, sinkende Preise und eine steigende Nachfrage waren die Folge, woraus wachsende Kapazitätserfordernisse, eine zunehmende Beschäftigung und zusätzliche Investitionen resultierten.

### **Was verloren ging**

Die standardisierte Massenproduktion ist auch heute keineswegs obsolet, wenngleich sie mittlerweile nur noch wenige Menschen beschäftigt – zumindest gilt dies für Deutschland. Angesichts dessen, dass überall dort, wo die Standards gesetzt und „Best-Practice“ etabliert sind, haben Automaten und Computer das Routinegeschäft übernommen, so dass hier menschliche Hand- und Kopfarbeit entbehrlich geworden ist, zumal die Fortschritte in der Transportlogistik sowie der Informations- und Kommunikationstechnik es zunehmend erleichtern, solche Tätigkeiten selbst in fern gelegene Billiglohn-Länder zu transferieren. Diesen Trend kann auch kein Vorsprung in der Produktinnovation aufhalten oder sogar umkehren; zumindest dann nicht, wenn Produktinnovationen mit korrespondierenden Prozessinnovationen einhergehen, wie es in der modernen Industrie üblich ist. Die industrielle Fertigung für Massenmärkte mit intensivem Arbeitskräfteeinsatz gehört somit unbestritten der Vergangenheit an.

Im geteilten, zerstörten und demontierten Nachkriegs-Berlin versuchte man wie andernorts zunächst auch, an alte Traditionen anzuknüpfen: mit immensen Subventionen (im Westen wie im Osten) und durchaus sichtbarem Erfolg. So stieg die Industriebeschäftigung in Berlin insgesamt bis zum Jahr 1961 wieder auf rund 480.000. Beide Stadthälften hatten dabei jedoch

den Anschluss an das Innovationsgeschehen verloren und im Westteil der Stadt hatte der Einsatz modernster Produktionstechnik bereits lange vor der Wiedervereinigung zu einem massiven Abbau von Industriearbeitsplätzen geführt. Gegenwärtig zählt Berlin nur noch knapp 130.000 Erwerbstätige im Verarbeitenden Gewerbe und die Stadt bangt darum, ob endlich die Talsohle erreicht ist. Während die einen fragen, ob eine neuerliche Zunahme auf das alte Beschäftigungsniveau möglich ist, zweifeln andere daran, ob dies überhaupt wünschenswert ist.

### **Was ist**

Nach der Wiedervereinigung durchlebte die Berliner Industrie eine regelrechte Rosskur. Diese bestand allerdings nicht nur aus einem drastischen „Aderlass“, sondern auch aus einer beträchtlichen „Transfusion frischen Blutes“. Viele der traditionellen Großbetriebe Westberlins modernisierten ihre Produktpalette: anstelle von Standardprodukten sind mittlerweile Typenvielfalt und Sonderanfertigungen angesagt. Von der „verlängerten Werkbank“ haben sich viele Industriebetriebe in moderne Unternehmenseinheiten gewandelt, die maßgeblich von höherwertigen produktionsvorbereitenden, -begleitenden, und -nachgehenden Dienstleistungen geprägt sind. Gleichzeitig sind viele wissensbasierte Unternehmen neu gegründet worden, die über lange Jahre erst noch ihren Markt oder gar ihr Produkt finden mussten. Inzwischen haben viele von ihnen Fuß gefasst, und nicht wenige behaupten sich erfolgreich im internationalen Geschäft.

Vieles spricht dafür, dass der Gesundungsprozess der Berliner Industrie erfolgreich verlaufen ist. Zwar hat die Produktion trotz positiver Zuwächse in den vergangenen Jahren noch nicht das Niveau von Anfang der 1990er Jahre erreicht, und auch vom Beschäftigungsniveau der Vorwendezeit ist man weiter entfernt denn je. Bei der Produktivitätsentwicklung konnte die Berliner Industrie jedoch durchaus mithalten, ja sogar aufholen. In diesem Punkt unterscheidet sich die Industrie markant vom Dienstleistungsbereich, der in Berlin – anders als in den anderen Bundesländern – trotz Wachstum und Beschäftigungsexpansion bei der Produktivitätsentwicklung nicht nur keine Fortschritte, sondern sogar Einbußen zu verzeichnen hatte. Während die Arbeitsproduktivität in der Industrie den Wert aus dem Krisenjahr 2001 um etwa 30 Prozent übertrifft, verfehlt der Dienstleistungssektor den Vergleichswert um vier Prozent. In absoluten Zahlen ausgedrückt lag die Wertschöpfung je Erwerbstätigenstunde im Verarbeitenden Gewerbe im vergangenen Jahr bei 44 Euro. Im Dienstleistungssektor erreichte sie dagegen nur einen Wert von 30 Euro. Dementsprechend unterschiedlich entwickelten sich die Vergütungen: so stieg das durchschnittliche jährliche Arbeitnehmerentgelt im Verarbeitenden Gewerbe seit Anfang der 1990er Jahre deutlich stärker an als im Dienstleistungsbereich, so dass es inzwischen um circa 15.000 Euro bzw. gut 40 Prozent höher liegt. Allein diese Zahlen geben eine positive Antwort auf die Frage nach der Wünschbarkeit von mehr Industriearbeitsplätzen. Somit bleibt allenfalls die Frage, ob eine industrielle Renaissance der Stadt tatsächlich möglich ist.

### **Was werden könnte:**

Moderne Industrie ist in ihrem Kern auch heute noch Produktion. Um diesen Kern herum besteht sie heutzutage aber zu weiten Teilen aus Dienstleistungen im weiteren Sinne. Diese werden entweder in den Industrieunternehmen selbst ausgeführt oder durch diese beauftragt. Die Industrie von heute löst sich somit vom gewachsenen Klischee der maschinengestützten Großserien- und Massenfertigung. Sie nähert sich vielmehr wieder ihren Ursprüngen, entsprechend ihrer lexikalischen Bedeutung, welche auf den Begriff „industrial“ zurück geht und für sorgfältigen, beharrlichen und wachstumsorientierten Gewerbefleiß steht. So gesehen sind die Weichen richtig gestellt. Nicht nur in der Wirtschaft, auch in Kunst, Kultur und Wissenschaft

ist eine Geschäftigkeit ausgebrochen, die auf Zukunft und Wettbewerb ausgerichtet ist. Wenn diese drei Bereiche nicht nur jeweils für sich oder womöglich sogar gegeneinander entwickelt werden, dann hätte die Berliner Industrie einen unverwechselbaren Standortvorteil zurück gewonnen, der nicht nur diese Bereiche, sondern die gesamte Stadt zu neuem Wachstum führen könnte. Berlin als Kulturmetropole und Zentrum der Wissenschaft hat *das* urbane Hinterland, das eine moderne Industrie braucht, die mit überlegener Funktionalität, bestechendem Design und bedarfsgerechter Differenzierung Kunden auf weltweiten Märkten von ihrem Produkt- und Serviceangebot überzeugen will. „Made in Berlin“ könnte zum industriellen Markenzeichen für diesen Anspruch werden. Und zwar umso mehr, je stärker sich die Berliner Industrie – die längst nicht mehr das altgewordene Schmuttelkind ist, für das manche sie noch halten – als kongenialer Umsetzungspartner dem Kreativitätsreservoir von Wissenschaft und Kultur zuwendet und dort als solcher auch angenommen wird.